

5

Paul Parin

Zur Erinnerung anlässlich des 75sten Geburtstags von E.F.

Meine Freundschaft mit Erich Fried

Förderverein der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung
Vortrag am 13. November 1996

Ich danke der Stiftung „Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung“, dass sie sich bemüht, das Andenken an Erich Fried wachzuhalten, damit seine Dichtung, sein unbeugsamer kritischer Geist und seine Zivilcourage weiterwirken – wenn die Verhältnisse es gestatten. Dass die Verhältnisse die Kritik eines Erich Fried nötig hätten, bitter nötig, darüber gibt es keinen Zweifel.

Erich Fried hat mich zu seinem älteren Bruder ernannt. Wie es dazu gekommen ist, will ich erzählen und einige Erinnerungen an die kurzen Jahre unserer Freundschaft 1984 bis zu seinem Tod 1988 hinzufügen.

Im Jahr 1984 war ich zu einem Podiumsgespräch nach Wien eingeladen. Bei der gleichen Tagung „Literatur im März“ hörte ich zum ersten Mal den von mir geliebten und bewunderten Dichter persönlich. Noch mehr als die Kunst seines Vortrags beeindruckte mich das anschliessende Gespräch. Es dauerte gut zwei Stunden und war nicht eine der üblichen Fragestunden, sondern eine packende und tieferschürfende politische Diskussion. Ich glaube, dass ich nie einen kompetenteren Politiker gehört habe als Erich Fried. Freilich war auch das Publikum gut, alte Austromarxisten, junge und ältere Gewerkschafter, beschlagen und interessiert an Problemen in der ganzen Welt, nicht nur in Österreich. Nachher hörte ich zufällig wie ein höherer Offizier ihn zu einer Lesung und Diskussion an die Militäarakademie in Wiener Neustadt einlud. Eine bundesdeutsche Offiziersschule hätte damals Erich Fried nicht eingeladen; eine schweizerische Offiziersvereinigung hätte ihn hinausgeworfen, wenn er sich in ihre Ideologieschmiede verirrt hätte. Ich dachte, die Epoche Bruno Kreisky hat Österreich sehr gut getan, und sprach Erich Fried an. Er wollte länger mit mir reden. Wir trafen uns im Café Museum. Noch zwei oder drei mal sassen wir im Lauf der Jahre in einem Wiener Café zusammen. Einmal besuchte er uns in Zürich. Er kam gestützt auf zwei Stöcke kaum über die zwölf Stufen zu unserer Parterrewohnung hinauf. Im Juni 1987 lud er mich ein, an den Römerberg-Gesprächen in Frankfurt teilzunehmen. Erst wollte ich nicht. „Da könnten wir uns doch einmal sehen“, sagte er am Telephon. Das hiess „vielleicht zum letzten Mal“; so krank war er. Ich ging nach Frankfurt und war wiederum

fasziniert von seiner Redekunst. Wir konnten jedoch kaum miteinander sprechen, weil Erich von seinen Zuhörerinnen und Zuhörern umlagert war.

Das sind zu wenige Begegnungen, um eine intensive Freundschaft zu begründen. Die wickelte sich in wenigen Briefen und ungezählten Telefongesprächen ab. Fast immer war er es, der aus London anrief, weil er meist auf Reisen war, wenn ich es versuchte. Ich musste ihn bitten, spät abends oder nachts zu telephonieren, denn ich behandelte damals noch Patienten und konnte den Arbeitstag nicht für ein bis zwei Stunden unterbrechen. Weniger als eine Stunde sprachen wir nie.

Zu Beginn hatte er erklärt, ich sei sein älterer Bruder, nicht „gleichsam“, „irgendwie“ oder „wie ein Bruder“, sondern schlechthin „sein Bruder“. Seine Intuition machte mich betroffen. Bald jedoch war ich erleichtert, weil er herausfinden wollte, worauf die spontane Sympathie zurückzuführen sei. Ein Dichter, der seinen Gefühlen auf den Grund geht. Den Fachmann für das Unbewusste hatte er am Draht.

Um für den Gebrauch seiner Biographen eine Ordnung hereinzubringen, will ich erst das privatpersönliche und darin das öffentlichgeistige darlegen, so weit wir eben gekommen sind. Dass beides zusammengehört, zwei Seiten einer Medaille, darüber waren wir uns einig. In jedem Gespräch wollte ich natürlich zuerst hören, wie es mit seinen Krankheiten stehe. Das ergab eine kurze ärztliche Konsultation. Der Arzt ist für den Patienten immer der ältere. Ausserdem war ich fünf Jahre früher zur Welt gekommen als er.

Wenn zwei Menschen in der Kindheit und Adoleszenz ähnlich einschneidende Erfahrungen gemacht haben, ist es ihnen leicht, sich in den anderen einzufühlen. Man spricht von unbewusster wechselseitiger Identifikation. Gerade dies hat seine Zuneigung zu mir gestiftet. Nach Sigmund Freud ist Identifikation eine Vorstufe jeder Liebe. So kam ich in den Genuss von Erichs brüderlicher Liebe und Freundschaft.

Beide stammten wir aus assimilierten jüdischen Familien im Österreich der Zwischenkriegszeit. Er litt schon als kleiner Knabe an einer Bewegungsstörung der Beine

6

und konnte nicht mit den anderen Kindern mithalten. Wie auch in den Erzählungen „Mitunter sogar Lachen“ zu lesen ist, hat ihn die Behinderung dazu gebracht, Geschichten zu erfinden und seine Redekunst zu entwickeln, um Spielgefährten zu fesseln und um sich zu scharen. Ich bin mit

einer Missbildung der Hüftgelenke zur Welt gekommen und habe zeitlebens gehinkt. Immerhin konnte ich mein Gebrechen sportlich kompensieren, war also körperlich besser dran als er. Sprache und Reden waren auch für mich wichtiger als für gesunde Kinder, und haben mir während eines ganz anderen Berufslebens so viel bedeutet, dass ich mich im Alter dem Schreiben zuwenden konnte.

Für Erich Fried war die Grundlage zur Entwicklung seines dichterischen Genius und seiner sprachlichen Virtuosität gelegt. Geistig war er vom Kindheitsmuster her besser ausgestattet als ich.

Den Einbruch der Nazis hatten wir beide als Gymnasiasten erlebt, Erich 1937 mit 16 Jahren in einem Wiener humanistischen Gymnasium, ich mit 18 im Grazer Lichtenfels-Realgymnasium. Beide verteidigten wir uns und versuchten die Hitleranbeter blosszustellen. Wieder war ich im Vorteil, nicht nur weil ich älter war als er, als Schulkollegen damit anfangen, auch weil ich wusste, dass ich als Ausländer fort konnte, wenn es zu schlimm werden sollte. Er diskutierte klüger, ich bössartiger, obwohl oder gerade weil die militanten Nazibuben in Graz dem spiritus loci entsprechend brutaler waren als in Wien.

Die tragischen Ereignisse, die Erich 1938 betroffen haben, sind nicht mit meinem viel milderen Schicksal zu vergleichen.

In einer durch mehrere Telefongespräche fortgesetzten Diskussion stimmte er mir zu, dass sich Ähnlichkeit und Unterschiede der Erfahrungen später in unserer beider antifaschistischem und sozialistischem Engagement abzeichnen. Ich konnte als Chirurg an einem revolutionären Befreiungskampf teilnehmen, als Forscher gesellschaftliche Prozesse in der Psychoanalyse, bei Afrikanern und bei uns einsichtig machen, mich da und dort politisch einmischen. Sein Engagement hat eine europaweite Bewegung getragen und sein Wort rettet den aufgeklärten Geist in unsere, der Technik und dem Markt verschworene aufklärungsfeindliche Zeit hinüber.

Der Inhalt unserer Gespräche war in Erich Frieds Biographie vorgezeichnet. Die Psychoanalyse gehörte zur intellektuellen Ausstattung seiner Jugendzeit. Später in London war auch für Erich die bürgerliche Wissenschaft des Professor Freud mit dem Marxismus unvereinbar. Das galt für die Doktrin der Sowjets und beinahe für die gesamte europäische Intelligentsia. Eines Tages, so erzählte er mir, las er unsere Afrikabücher. Da entdeckte er, wie neu, was Otto Fenichel, Siegfried Bernfeld und der junge Erich Fromm längst festgestellt hatten, dass beide, Marxismus und

Psychoanalyse dialektisch-materialistisch argumentieren. Die Gesetzmässigkeiten wirtschaftlicher und sozialer Konflikte und die seelischer Konflikte sind im Prinzip die gleichen. Politische und psychologische Analyse ergänzen einander; ja, sie sind aufeinander angewiesen. Als Erich das Buch „Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit“ von Mario Erdheim gelesen hatte, kannte seine Begeisterung über diesen Weg, dem Menschen als gesellschaftlichem Wesen besser und ganz gerecht zu werden, keine Grenzen. Damals hat er geschrieben: „Das gesellschaftliche Sein bestimmt nicht nur das Bewusstsein allein, auch was im Unbewussten passiert wird oft gesellschaftlich produziert“.

An einen Höhepunkt unserer Auseinandersetzungen kann ich nur mit Lächeln und Rührung über den Ungestüm des jüngeren Bruders denken. Ein Telephonanruf aus London. Es sei so weit. Es sei ihm ein persönliches Gespräch mit Michail Gorbatschow zugesagt. Ich müsse, ausgestattet mit unseren Schriften, mit ihm nach Moskau fahren, um Gorbi zu sagen, wie er seine Politik in wissenschaftlich erweiterter Kenntnis des subjektiven Faktors, also des Menschen, richtiger gestalten müsse. Nur so würde Perestroika zu einer wahrhaft menschlichen, besseren Gesellschaft führen.

„Theoretisch hast du recht, da bin ich ganz deiner Meinung“, sagte ich, „doch Gorbi hat gegenwärtig dringenderes zu tun. Wir sind nicht so weit mit unseren Einsichten. Für die grosse Politik kommen wir noch lange nicht in Betracht“. Ich konnte ihn kaum von dem Plan abbringen. Er wurde ganz traurig, gab aber schliesslich meinem Argument recht, dass es besser wäre, wenn sich die Psychoanalyse organisch über Fidel Castro in die Sowjetpolitik infiltrieren würde. In Kuba fand damals der zweite Lateinamerikanische Kongress für Psychologie und Psychiatrie statt, in den die Freudsche Psychoanalyse zum ersten Mal in einem realsozialistischen Land Einlass gefunden hatte. Dass das geschehen müsse, davon hatte die Psychoanalytikerin und Ärztin Marie Langer aus Wien, die als Emigrantin lange in Buenos Aires gelebt hatte und dann vor den argentinischen Generalen weiter nach Mexiko emigriert war, Fidel Castro in persönlichen Gesprächen überzeugt.

Mit Erich war es nicht schwer, Psychoanalyse und Marxismus zusammenzubringen. Darüber haben wir auch in den wenigen Briefen diskutiert, die wir einander geschrieben haben. Diese Briefe habe ich dem Archiv der Erich Fried Gesellschaft für Sprache und Literatur in Wien überlassen, ohne Kopien anzufertigen. Nur einen Briefwechsel im März 1987 habe ich als Erinnerungsstück behalten. Daraus will ich zitieren. Offenbar hatte ich in meinem Brief das Pamphlet von Karl Jaspers gegen die Psychoanalyse erwähnt.

Am 1. März 1987 schrieb mir E.F. u.a.: „Ich wollte noch erwähnen, dass ich mich auch über Deine Kritik an Jaspers sehr gefreut habe. Ich habe ihn vor vielen Jahren angegriffen, schweren Herzens, weil er doch, wie C.G. Jung sagen würde, geradezu der Archetyp des anständigen Menschen ist, aber er war mir einfach zu dumm: Er hatte einen

7

imaginären Dialog mit einem Marxisten und einen imaginären Dialog mit einem Psychoanalytiker veröffentlicht. Aus beiden Dialogen ging natürlich Jaspers als Sieger hervor, aber die Argumente des Analytikers waren nicht als die eines Psychoanalytikers, die des Marxisten nicht als marxistisch zu erkennen. Es war läppisch. In beiden Fällen war er eben doch an eine Grenze gekommen, an der sein Bürgerfrieden mit der Welt sich bedroht gefühlt haben muss.(...) Im Augenblick bereite ich eine Reise vor und bin traurig, weil gestern meine erste Frau gestorben ist. Sie war 12 Jahre älter als ich, hatte später wieder geheiratet und hatte eine unfaire Menge Unglück in ihrem Leben. Ich habe sie vor gestern noch gesehen, aber sie war bewusstlos.“

In meiner Antwort am 15.3. 87 schreibe ich:

„Warum sich dieser Brief dennoch verspätet hat. Dies erklärt sich aus der – und unserer – Natur von Blaumaulmeerkatzen. Als wir vor vielen Jahren Tabù, eine wunderschöne Diana-Meerkatze (*Cercopithecus Diana*) nach Zürich mitbrachten, wo er 3 Jahre lang mit uns lebte, suchten und fanden wir für ihn und seine nun zu gründende Familie im Zoo „der zahmen Tiere“ von Osnabrück ein Haus. Dort starb er 24 Jahre später als glücklicher Patriarch. Wir besuchten ihn oft. Im gleichen Zoo hauste eine Grossfamilie von Blaumaulmeerkatzen. Diese Affen hassen Pferde. An ihrem Aussengehege führte nun ein Kiesweg vorbei, auf dem alltäglich die Kinderchen von Osnabrück auf süssen scheckigen Ponys vorbeitrabten. Die Blaumauligen regten sich furchtbar auf, schimpften und drohten. Bald war der Zug der Ponys hinter den Büschen verschwunden. Wir Menschen würden meinen, jetzt hätten diese Affen wieder Ruhe. Keineswegs. Sie kletterten bis in die Gipfel ihrer Kletterbäume, hielten sich an den obersten Maschen des Netzes, das den Käfig überdeckte, um noch einen Blick auf die verhassten Ponys zu erhaschen, und drohten und tobten weiter.

So sind wir Affen. Die grausame Asylpolitik des schweizerischen Bundesrates, die seit Jahrzehnten dieselbe ist, die ich täglich sehe, die unter den Verbrechen der Staatsräson nicht das grösste, wenn auch ein besonders abscheuliches ist, hat mich derart aufgeregt, dass ich für

8

ein sogenanntes Banquet Républicain eine wütende Ansprache schreiben musste. – Es ist klar? Daher meine Briefverspätung.“

Bald nach diesem Briefwechsel hat uns E.F. das Manuskript eines Vortrags geschickt, den er am 30. April 1987 an der SPÖ-Maiveranstaltung in Salzburg gehalten hat: Die Arbeiterbewegung als kulturelle Kraft, Aus seiner überzeugenden Argumentation greife ich Sätze her aus, die ein Licht auf unsere heutige Veranstaltung werfen. Zum einen können wir lesen, warum es E.F. besonders richtig erschienen wäre, dass gerade die „Studienbibliothek“ an ihn erinnert, zum anderen dass er einen (ehemaligen) Psychoanalytiker für besonders geeignet hielt, eine sozialistische Kulturkritik zu entwickeln.

Ich zitiere: „Ich bin überzeugt, dass sich ohne eine politisch und ideologisch lebendige Sozialdemokratie (...) keine sozialistische Politik machen lässt, und ich bin immer noch überzeugt, dass die Arbeiterbewegung, wenn sie eine ist, immer noch die Möglichkeit hat, wieder eine entscheidende kulturelle Kraft zu sein.

Österreichs Arbeiterbewegung hat zwischen den beiden Weltkriegen die grösste, umfassendste Arbeiterkulturbewegung innerhalb der kapitalistischen Welt geschaffen. Das Kulturwerk der österreichischen Sozialdemokratie umfasste nicht nur die grossartigen Arbeiterbüchereien, das Arbeiterbildungswerk, einschliesslich Kunststelle, Kino und Theater, Gesangvereine, Photograpievereine, Kindergärten, sinnvolle Freizeitgestaltung, die Glöckelsche Schulreform, Erwachsenenbildung, Möglichkeiten für Vergnügungs- und Bildungsreisen, sondern auch neue Formen gemeinschaftlichen Lebens in neu geschaffenen grossen Gemeindebauten, mit gemeinsamer Wäscherei, mit eigenen Leseräumen, Büchereien, Kinderhorten, Bädern usw. Sozialisten aus aller Welt kamen und bewunderten diese Leistungen. Es entstand, unterstützt durch gewerkschaftliche und politische Erfolge, eine neue Lebensform, die von der Wiege und Kinderkrippe bis zur Feuerbestattung reichte. Arbeiterkultur sollte so von der Ansteckung durch das Bürgertum abgesondert werden.

Basis dieser Arbeiterkultur war natürlich der Klassenkampf der Arbeiterbewegung, deren Selbstbewusstsein sich durch die Erfolge dieses Kampfes gesteigert hatte, und das nun seinerseits durch die kulturellen Errungenschaften gehoben wurde. Aber zumindest ein gewisses Mass von Klassenbewusstsein war Voraussetzung für die ersten Solidarisierungsprozesse, mit denen Klassenkampf und Arbeiterbewegung begonnen haben. Das sollten wir ebensowenig vergessen, wie die Tatsache, dass die gültige Formulierung der Kampferfahrungen und der daraus sich

ergebenden Sozialismusstrategie, ebenso wie die Lebendigerhaltung der sozialistischen Zielvorstellungen die wichtigste Kulturaufgabe der Arbeiterbewegung ist. Die andere Frage, ob es eine proletarische Kultur, Kunst oder Literatur geben kann, da ja das Proletariat seine Produktionsweise nicht, wie der Frühkapitalismus im Schoss der ihm vorausgehenden Gesellschaft entfalten kann, wurde durch eine grandiose Vorwegnahme der Zukunft einstweilen beantwortet: Ja es kann eine Arbeiterkultur geben, eine proletarische, eine sozialistische. Und wenn sie kleinbürgerliche Elemente hat, (...) so gilt das doch nicht – oder nur selten – als reaktionäres Kleinbürgertum, und überhaupt wäre Verachtung des Kleinbürgertums in Bausch und Bogen ein Verstoß gegen die kritische Solidarität mit anderen Opfern des Kapitalismus gewesen. (Übrigens hatte auch die Kulturbewegung der Sowjetunion, schon vor dem Stalinismus, zwangsläufig auch kleinbürgerliche Züge, denn das war die Schicht, mit der die Arbeiterklasse am ehesten in Kontakt kam.)

Fried spricht von der „untrennbaren Verbindung zwischen (...) Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur“ und zitiert: „Wissen ist Macht, und das Buch unsere stärkste Waffe“.

E.F. diskutiert, wie die Wissenschaft vom Menschen im Dienste des Kapitalismus vereinnahmt, manipuliert und dem sozialistischen Denken unmerklich entfremdet worden ist. Und er fügt hinzu:

„Es ist notwendig, den Managementwissenschaften des Kapitalismus, also der Psychological Warfare, dem Behaviorismus von Skinner bis zu Eysenck, eine emanzipatorische Psychologiewissenschaft und -Kunst entgegenzusetzen, wie sie schon in der gewiss bürgerlichen aber in ihren Ansätzen gesellschaftskritischen Psychoanalyse, vor allem aber in ihren linken Weiterentwicklungen, wie bei Paul Parin und Mario Erdheim, zu finden sind. Es ist eine Schande für die Arbeiterbewegung, dass sie zum grössten Teil von diesen Wissenschaftlern und den uns durch sie gebotenen Erkenntnismöglichkeiten überhaupt noch keine Notiz genommen hat.“

Ich habe nicht vergessen, dass E.F. unser Dichter ist, ein fröhlicher Dichter zumeist. Darum will ich zu Ende meiner Ausführungen nicht mit feierlichem Ernst sprechen. Dazu hat mich kein geringerer als Hans Mayer ermächtigt, der bei ihm „einen geheimen Unernst gegenüber allem, was mit Literatur zu tun hatte“ festgestellt hat.

Im Jahr 1958 dichtet er in der Form des alten Rondeau

Was der Baum zum Fisch gesagt hat

Parin 1996o

Meine Freundschaft mit Erich Fried. In: Studienbibliothek Info Nr. 28, Dezember 1996. Bulletin der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 5-8.

wirst du erst erfahren
wenn der Fisch den Krebs gefragt hat
was der Biber angenagt hat
der vor so vielen Jahren
als der Reiher sich beklagt hat
dass der Krebs zum Fisch gesagt hat:
„Räuber und Barbaren“ alle
Frösche fortgejagt hat
(was noch keiner sonst gewagt hat)
weil sie stets in Scharen
quakten dass ihm nicht behagt hat
was der Baum zum Fisch gesagt hat